



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, M.: Plattdeutsche Erzähler.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der „geschwindeste Maler“ gefeiert, und drei Jahre nach seinem Tode wurde in den Turmknopf der Wittenberger Stadtkirche eine vom Magister Gunderam verfaßte Urkunde eingelegt, die von dem Leben und den Verdiensten des Malers meldete.

So hatten nach langem Ringen die deutschen Künstler die Stellung erkämpft, die ihre italienischen Genossen schon seit hundert Jahren innehatten. Leider verblieb sie ihnen nur sehr kurze Zeit. Die Regierung Karls des Fünften wurde für das deutsche Kunstleben ebenso wie für das gesamte Schicksal Deutschlands verhängnisvoll. Wie Karls ganzes Wesen durch und durch undeutsch war, so hatte er auch für die deutsche Kunst nicht das geringste Verständnis. Tizian und Barend van Orley waren seine Günstlinge, an den deutschen Meistern ging er achtungslos vorüber, wußte Dürer nicht einmal die Ehre einer Audienz zu gönnen. Und was der Kaiser that, fand bald auch bei den übrigen Fürsten Nachahmung. Überall finden wir italienische und niederländische Künstler beschäftigt; überall begann jene Bevorzugung der ausländischen, jenes Zurücksetzen der einheimischen Kräfte, welches die deutschen Meister nötigte, ihre Kunst wie früher wieder ausschließlich in den Dienst des kleinen Bürgertums zu stellen. Auf diese Zeit der Erniedrigung folgte im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts der unselige dreißigjährige Krieg, der auf lange hinaus alle deutsche Kultur im Keime erstickte, und so vergingen Jahrhunderte, bis unter ganz andern Verhältnissen wieder ein nationales deutsches Kunst- und Künstlerleben sich entwickeln konnte.



Plattdeutsche Erzähler.



Die Freunde der Poesie haben alle Ursache, den Werken der Dialektliteratur Beachtung zu schenken. Nicht allein die Sprache der Gebildeten gewinnt durch den stets frisch erhaltenen Zusammenhang mit ihren unzähligen Quellen und Zuflüssen, welche die ursprünglichen Mundarten des Volkes für sie bilden, wie in Frankreich beispielsweise jede literarische Neuerung mit einer gesteigerten Aufnahme mundartlicher Ausdrücke in die Sprache der Kunstdichtung begonnen hat. Mehr noch ist es die Erinnerung an die ursprüngliche eigne Volksart, das Bild der nationalen Sitte und Natur, welche der großen Menge der abstrakt und deshalb international Gebildeten durch die dialektischen Volksdichter heilsam auf-

gefrischt werden. So mag es denn auch dem gesteigerten nationalen Selbstbewußtsein zugeschrieben werden, wenn sich jetzt allerwärts eine regsame Thätigkeit auf diesem literarischen Gebiete bekundet und wenn das Plattdeutsch Reuters und das Niederösterreichische Anzengrubers selbst die Bühnen im Norden und im Süden betreten dürfen. Freilich wird man auch zugestehen müssen, daß diese gesteigerte Pflege der Dialektdichtung durch den sich gern in bestimmt begrenzten Gebieten bewegenden Geist der Zeit unterstützt wird: der Zeit der „Spezialitäten“; aber diese wenigstens ist eine der erfreulichsten.

Kein Zweifel, daß in den zwei Hauptgruppen der deutschen Dialektpoesie der süddeutsche Dichter vor dem plattdeutschen durch mancherlei Umstände als der Begünstigtere erscheint. Nicht etwa bloß, weil die hochdeutsche Schriftsprache den süddeutschen Dialekten näher als den plattdeutschen steht und die erstern leichter ihr heimatliches Gebiet überschreiten können, sondern weil der deutsche Süden ein der Poesie, sagen wir bequemerer Lokal als der deutsche Norden bietet. Damit soll keineswegs dem Norden zu nahe getreten werden: überall wo Leben empfunden wird, da ist auch Poesie. Aber schon die äußere landschaftliche Natur des Südens, der mannichfach gegliederten Gebirgswelt ist reicher an anregenden Gestaltungen als die einsame und eintönige Ebene des niederdeutschen Flachlandes mit seinen weiten, sandigen Küsten und der schwermütigen Erhabenheit des unbegrenzten Meeresspiegels. Und nicht minder bedeutsam für den modernen Dichter ist, daß der Süden katholisch, der Norden protestantisch ist. Denn das will sagen: im Süden erhält der Dichter eine reich entwickelte Mythologie, die selbst Poesie ist; im Süden mit seinem Marien-, Heiligen- und Bilderkultus, seinem Legendenreichtum, seinem prachtliebenden, das Volk berausenden Gottesdienst, aus dem sich dann die Freude an allerlei andrer, weltlicher Art öffentlicher Aufzüge entwickelt hat, seinem wohl auch stärkeren Aberglauben, seinen weitaus schrofferen Gegensätzen zwischen naiver Gläubigkeit und skeptischer Bildung — dieser Süden hat umso viel mehr Motive für den das Landvolk schildernden Dichter, denn das ist ja der Dialektdichter zunächst und allein, als der formenarme, bilderfeindliche protestantische Kultus mehr an den Verstand als an die Phantasie seiner Gläubigen appelliert. Und so allgemein verehrt und vollends in der Literaturgeschichte berühmt das deutsche protestantische Pfarrhaus auch mit Recht sein mag: poetisch wertvoller sind die zum Eölibat verpflichteten katholischen Priester und die mit einem dreifachen Gelübde gebundenen katholischen Klöster, welche teils weil sie romantisch gelegen sind, teils weil sich historische Erinnerungen an sie knüpfen, noch immer der beliebteste Wallfahrtsort der Maler und Dichter sind. So sind Natur und Sitte des Nordens an Formen ärmer als die des Südens, und daher dem Dichter ein spröderer Stoff. Und spröder, verschlossener, schwerzüngiger und daher ungeselliger als der süddeutsche ist der plattdeutsche Bauer. Nicht daß der Charakterzug der Hartköpfigkeit dem erstern

Wein macht ihn gesprächiger, geschmeidiger, er ist auch fangeslustiger; und nur das hohe Gebirge, wo der Mensch mit einer unfruchtbaren^{*)} Natur hart ums Dasein zu ringen hat, nähert den süddeutschen Charakter dem norddeutschen verschlossenen Wesen. Und aus allen diesen Momenten ergibt sich der zunächst in die Augen fallende Unterschied zwischen süd- und plattdeutscher Dialektdichtung: dort ist die amüsante neue Fabel die Hauptsache, hier der originale, mehr oder weniger schnurrige Charakter; die ärmere äußere Welt verweist den Menschen auf die innere und erzeugt eine mannichfaltigere Art menschlicher Individuen; im Süden tritt der Einzelne mehr in den allgemeinen Chor zurück. Humoristen zunächst müssen alle Dialektdichter der Natur der Sache nach sein: denn auf dem Dorfe handelt es sich selten um große Dinge, und das Kleine wirkt poetisch nur dann, wenn es der künstlerische Geist im Kontrast mit der Größe anschaut.

Zu diesen Bemerkungen mußte sich ein Leser angeregt fühlen, der im Süden die zwei neuesten, in diesem Jahre erschienenen plattdeutschen Erzählungen zu Gesicht bekam, denen ein guter Ruf schon vorausging. Es sind dies *Harten Leina* von Heinrich Burmester^{*)} und *Dree Wiehnachten* von Fritz Lening,^{**)} ersteres in der Mundart Lauenburgs, Schleswigs, kurz Nordalbingens, letzteres in der der Schriftsprache immerhin näher stehenden Mundart der Mark Brandenburg und Pommerns geschrieben. Aber es sind noch weit verschiednere dichterische Charaktere, welche aus beiden Werken dem Leser entgegentreten. Gemeinsam ist ihnen nur der allgemeine Stil nordischer Dichtung: sie haben keine Erzählungen im strengeren Sinne geschrieben, in denen die kunstvolle Entwicklung einer interessanten Handlung ernstlich angestrebt wäre. Weit mehr noch als bei Burmester, der eine harmonische Abrundung in seiner Erzählung versucht, zerfällt Lening's Buch, welches ursprünglich auch den Titel „Bunte Bilder“ führte, in eine lockere Aneinanderreihung schnurriger oder ernster Situationen und Sittenbilder, in denen nur eine Einheit der Personen herrscht und die nur oberflächlich durch einige lustige Heiraten beschlossen werden; beiden also ist die scharfe Charakteristik von heitern Originalen die Hauptsache, und wenn man noch erwähnt, daß sowohl in „Harten Leina“ als in „Dree Wiehnachten“ ein unschuldig der Brandlegung angeklagter vorkommt, der beide male durch ein geheimes Liebesrendezvous in den fatalen Verdacht gerät, welcher ihn in den Kerker bis zur alles offenbarenden Gerichtsverhandlung führt, so haben wir alles Gemeinsame an den beiden Dichtern erschöpft.

Denn ganz verschieden ist die dichterische Tendenz, welche beide verfolgen. Lening ist ein laudator temporis acti, er schaut in die Vergangenheit zurück, etwa fehlte, das ist allgemeine Bauernart; aber der Süden ist leichtlebiger, sein

^{*)} Ein Spiegel vor Land und Lüd. Mit einer Einleitung von A. Th. Gaedert. Zwei Teile. Berlin, Rogge und Frike.

^{**)} 'ne Geschichte in märkische Mundart. Stuttgart, Cotta, 1885.

die ihm im schönsten Lichte poetischer Verklärung erscheint, und die Bilder derselben, welche ihm vorschweben, will er festhalten. „Freilich, sagt er in der Vorrede, wo er über die flüchtige Zeit spricht, werd de Welt alle paar Sahre mal wedder met neie Figuren beset't, aber in öhr Hoffen un Wünschen, in öhr Föhlen un Denken, da bliwen sie de Menschen immer glick. Feindschaft un Frindschaft, Haß un Leewe wassen überall un to alle Tieden bunt dörscheinander; det hebben unse Vorfahren kennen lehrt un det werd of de Geslechter nich erspart bliwen, de na uns kamen. — Aber 'n Unnerschied is doch, de Anspruchslosigkeit is van Jahr to Jahr mehr verschwinnen un de eenfachen, ländlichen Verhältnisse wern unse Kinder bald bloß von Hörensseggen kennen. — Wenn ick mir vörstelle, wie det früher was, wat ick as Junge sehn un met erlewt hev, un wenn ick die jitzige Tieden dagegen holl! Denn mücht ick behaupten, de Welt wir anders worn, ganz anders, ob aber better? Det weet ick nich.“ Die einfachen, ländlichen Verhältnisse, die alte Genügsamkeit, die will Lening einer minder bescheidenen Gegenwart vorhalten, und dieser rousseauische Zug geht durch alle seine Schilderungen, in welchen er oft direkt die städtischen Leser apostrophirt: „Wenn de Lüd ut de große Städte sie det Bild vörstellen, det se mal 'n Winter uppen Lande tobringen sölln, wo se eenen Abend un alle Abend in't Kaminfeuer kieken un immer wedder desüßwige Menschen un Gesichter to sehn frien, det se alle Veränderungen entbehren müdden, wo se sie dran wenut hebben seit so voele Jahre, denn mag öhr woll der Gedanke kamen, det et better sin müchte, sie men ganz ruhig begraben to laten, denn Leven is det nich, na öhre Meinung is det geistlicher Dod! — För de Art, ja! Im groten un ganzen is det aber gar nich so unrecht, un wer't länger utholt, de Städter öhre Vergnügen oder de Landlüd öhre Stillewen, det müchte doch woll sehre de Frag sin; de mägen in öhre fine Gesellschaften oft nogt heimelig na de Uhr kieken, ob se sie woll nomnich los maken könnten ut de Zwang, bi die aber kann det nich vörkamen, de weeten ganz sicher, det se 'n schönen vergnügten Abend hebben, wenn na't Eten de Hausdöhre noch mal upgeit, wenn da welche anfangen, sie den Snee von de Bene to trampeln un wenn da under Pelzmütze un Koppdok Wedder un Mähme tum Vorschein kamen; da werd an'n Nachelaben noch dichter tosammen rückt, det Mähme up öhre Spole ordentlich sehn kann, da suurren de Spinnräder so lustig, as wenn se sie freuden, det se mal Wedde lopen können, un denn dücht In Städter, det sall langwierig sin? O nich doch! De Landlüd bedurt nich, de vergeten gar licht den teinden Klocken-slag, denn det Vertellen werd nich all un kann gar nich all wern, tomal wenn der Een oder Ander Soldat west is oder wenn gar een van de olle Manns dabi is, der datomal (1813) den Krieg met makt hat, denn sin de Kinder nich mal in't Bedd to frien, voel weniger noch de Olln.“ Man sieht leicht aus dieser kleinen Probe seines Stiles, daß Lenings Kunst die des heitern, behaglichen Genremalers ist, und solcher Genrebilder läßt er eins dem andern

folgen. Es sind lauter treuherzige brave Menschen, die er vorführt, mit Ausnahme des Bauers Pernick, der als böses Prinzip die Handlung in Bewegung setzt. Nach allen Beziehungen wird das ländliche Leben geschildert: bei Hochzeit und Taufe, im Wirtshaus und in der Familienstube, beim Edelmann und seinen Untertanen; der Küster, der Schneider, der Schuster, der Tischler treten auf — alles im Lichte des behaglichsten Humors dessen, der seine schnurrigen Originale herzlich liebt. Vening erhebt sich auch über den rein idyllischen Humor zu politischer Satire, die aber noch immer gutmütig bleibt, indem er die kuriosen Wellenschläge schildert, welche der Sturm des Jahres 1848 in dem kleinen Dorfe seiner Geschichte aufgeworfen hatte. Der Schneider ließ es sich seit dem Beginne der Unruhen nicht nehmen, selbst in die Stadt zu gehen, seine Einkäufe zu machen. „Natürlich word der Snieder bi dese Gelegenikeit immer wichtiger, so woll in sine ei'n Don als för't ganze Dörp; jedesmal, wenn hä ut de Stadt kam, stund all 'n Tröppel Menschen da, do up em lurden, üm to erföhren, wat hä för Nachrichten metbrochte un wat in de Zeitungen stehn harr.“ Endlich naht sein Wagen. „Freiheit, rep der Snieder un winkte all van fern mit de Pietsche, ick breng de Freiheit un 'ne Verfassung met, de Freiheit sall lemen, Wivat hoch! Wie de Narren stünden de Menschen do un feken sick den Mann an, ob hä woll sehre dun' sin müchte, un der lek sick sine Landslud an, ob de woll wert wiren, de Freiheit un 'ne Verfassung un 'ne freie Presse to frien, dann aber sprung hä runder van sinen Waan un fing an alles to pussen, wat hä igens langen künn. »So hebben't de Börger in Berlin up de Straßen maht, so hebben wi't hüt in de Stadt dahn un so hört sick det! Kinder, wi hebben jo siegt, in Berlin hebben se nu all twee Dag up de Barrikaden kämpft un wier nich wat dahn, as Soldaten dod schaten, aber't wiren to voel, sie können se nich irst schaffen. Nu sin se dod, altohop un wi hebben de Freiheit erobert un ne Verfassung frien wi ok. Unsen König willn wi beholln, det hebben wi hüt all so wat bered't, un de meisten wiren ok daför, aber süß alles weg, furt met de ganze Volk, wo we so lange de Afgaben för upbrocht hebben, furt met de Schandarken un de Polizei! Met de lange Pipen sin se hüte all dörch de Straten gahn un den eenen Dahrsehriver hebben se wollt de Fenstern insmeiten, ick sühr morgen wedder rin un det will ick den Kerl nich raden, mi an den Waan to kamen; üm de Ohren hau ick em, det em Hören un Sehn vergeit, ick heve mine Freiheit, daför is kämpft, un wo det nonnich geschehn is, da mütt Anstalt dato troffen wern.« Det majorene Volk, wat sick üm den Freiheitsapostel versammelt harr, stund da mit apene Mülder, de meisten harrn wier nich'n Wort verstahn, as det in Berlin alle Soldaten dod wiren un det de ändern ok so ball wie möglich sülln ümbrocht wern. Det sehen öhr aber gar keen rechter Grund sin, sick so to freun, wie der Snieder verlangte, Soldaten harr jo doch woll jeder gerne, gar nich davan to reden, det ut Mokien [unser Dorf] ok 'n ganzen Hümpel den bunten Rock drögen.“ Die Satire

Grenzboten III. 1885.

Venings auf eine Revolution in Krähwinkel erinnert an Hermann Presbers nicht minder witzige Schilderung des „tollen“ Jahres in seinen rheinischen Novellen. Aber Presber schrieb nicht im Dialekt, und Vening ruft manchmal die Empfindung hervor, daß sich sein Standpunkt allzusehr über den erhebt, welchen der Dialekt gebietet. Und dies ist die große Klippe aller Dialektpoesie: es darf nie die Grenze ländlichen und rein menschlichen Lebens überschritten werden, daß sich die Frage aufdrängen müßte, ob denn das Gesagte nicht besser oder ebensogut in der Sprache der Gebildeten hätte gesagt werden können. Der bewußte Gegensatz, in den Vening seine ländlichen Bilder zum Stadtleben stellt, dieser reflektirte Gesichtspunkt, der sich auch in zahlreichen Betrachtungen Ausdruck verleiht, ist von vornherein seine Schwäche. So überschreitet er die Grenzen seiner Dichtungsart, wenn er mit weiten Gesichtspunkten die Unruhen des Jahres 1848 mit dem uneingelösten Versprechen der Regierungen nach den Freiheitskriegen in Verbindung bringt, und auch sonst in zahlreichen stilistischen Wendungen, so z. B. wenn er einmal sagt: „För Schepelmanns Slapstuv harr der Slapgott dese Nacht van sinen Segen nich wat torügg laten, dafür was de Sorge as Gast kamen un harr de olle Lüüd treulich Gesellschaft leist't,“ das ist ganz hochdeutsch gedacht. Man kann geradezu sagen, Vening hätte seine „Dree Wiehnachten“ ebensogut hochdeutsch schreiben können, so etwa, daß nur die Reden der Personen im Dialekt gehalten wären, wie es etwa Mosegger zu thun pflegt.

Die Handlung der Dichtung zu skizziren ist nicht leicht, da sie in vielen Verzweigungen durch eine ganze Generation läuft und nur sprungweise entwickelt wird. In der Mitte stehen zwei elternlose Geschwister Wilhelm und Marie Wiese, welche von gutherzigen Bauern aufgenommen und erzogen worden sind, als sie nach dem Tode der Eltern in der Gemeinderatsitzung des Dorfes Mokien gleichsam versteigert wurden. Mariechen wurde vom Bauer Schröder und seiner tüchtigen Frau genommen, wobei der brave Mann die zwölf Thaler, welche er jährlich für das Kind von der Gemeinde erhielt, zur einstigen Aussteuer Mariens in die Sparkasse legte; ihr Brüderchen hatte es nicht so gut, es kam zu einem ärmern kinderreichen Bauern Henning und wurde bis zur Militärzeit Gänse- und Schweinehirte. Indes starb der Bauer Schröder, seine Witwe hat das Unglück, einen rohen Menschen, Pernick, zu heiraten, der sie um all ihr Vermögen bringen würde, wenn nicht ihr Nachbar Schepelmann zu rechter Zeit sich von ihr alles Baare hätte übergeben lassen. Die Kinder beider Familien wachsen heran, und es entstehen allerlei Liebesgeschichten, unter ihnen die hübscheste die zwischen Wilhelm Wiese, dem Kinde aus dem Armenhause, und der Tochter Luise vom reichen Bauern Schepelmann. Nachdem Wilhelm mit glänzenden Zeugnissen den Militärdienst verlassen hat, wird er Knecht bei Schepelmann. In der Jugend ein loser Vogel, überrascht er alle durch seine ausgezeichnete Dienstleistung. Luise verliebt sich in den Knecht des Vaters, und jener nicht

minder in sie. Doch wie kann der Knecht die Tochter des Herrn freien? Beide Liebenden empfinden die Kluft, welche sie trennt, und beide sind — was sehr charakteristisch ist — zu ehrlich, um mit der Leidenschaft zu spielen und hinter der Eltern Rücken einen Verkehr zu pflegen. Sie weichen einander aus, ja Luise verfolgt den Knecht geradezu mit Haß, daß es den Eltern auffällt. Sie will dadurch seine Entlassung bewirken, er selbst bittet darum, doch die blinden Alten wollen den treuen und fleißigen Wilhelm nicht entbehren und zwingen ihn zum Bleiben, die Tochter aber zur Höflichkeit. Wie sich nun die beiden Liebenden nach solchem Widerstande gegen die Leidenschaft einander nähern und für immer verbinden, ist überaus schön und anziehend beschrieben. Es sind durchaus kernige, das Herz erfreuende gerade und starke Naturen, bieder, ehrlich, liebenswert, und wenn auch manches Idealisirte mit unter läuft, so ist es doch von der Art, wie es der Deutsche gern hört. Wie schön sind die Szenen, wo der Vater Luises ihren Verkehr mit seinem Großknecht entdeckt, gegen diesen ganz wütend losfährt und durch die schlichte Entgegnung entwaffnet wird: „Mi gescheht min Recht; wenn id an de Stelle stünne, wo Sie stahn, un mi wer det so passirt, denn wärr der Inbringling ok rutwesen ut minem Huse un min Segenswunsch mücht em ok woll nich folgen! Aber slechter wie id bin, mücht id doch nich ansehn werrn, un det id in disa Sache leichtsinnig oder gar met Berechnung handelt hev, det derwen Si beid nich van mi denken!“ Und dann kommt das böse Ereignis, daß Wilhelm, aus Schepelmanns Dienst entlassen, bei dem Brande seiner Scheune als Brandleger verdächtigt und eingezogen wird, und bei der Gerichtsverhandlung nur durch das Zeugnis seines frühern Herrn und Luises, die sich selbst damit bloßstellt, freikommt. Das alles ist sehr hübsch erzählt, nur daß zuweilen die Dialektik des Dichters über die bäuerische Art hinausgeht.

Zu dergleichen Bemerkungen wird man sich nie durch die zweite der oben genannten Erzählungen, „Harten Leina“ von Heinrich Burmester, veranlaßt fühlen, und dies mit noch andern vorzüglichen Eigenschaften verleiht ihr einen höhern poetischen Wert als den „Dree Wiehnachten.“ Burmester ist vielleicht nicht so schriftstellerisch gewandt wie Lening, aber an Bildung steht er ihm nicht nach, und was er voraus hat, ist Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit, eine vollkommene Kongruenz zwischen Sprache und Inhalt, eine von volkstümlichen Vorstellungen wahrhaft gesättigte Ausdrucksweise. Ein ganz entgegengesetztes Verhältnis hat er zum Bauerntum. In nichts weniger als idealem Lichte und rückwärts strebender roussseauischer Sehnsucht schaut es der einstige Dorfschulmeister an, der Burmester war, bevor er, wie Gaederz in der Einteilung erzählt, nach Berlin gezogen ist. Eher ist Burmesters Satire der ländlichen Zustände seiner Heimat zu bitter für eine künstlerische Arbeit, als daß sie dem Städter als das Ideal menschlicher Lebensart hingestellt würde. Als strenger Realist und zugleich als ein Mann, der durch die Darstellung

der Wahrheit seinem Lande und dessen Leuten einen lehrreichen Spiegel zur möglichen Besserung bieten will, als einer, der ein langes Leben hindurch schmerzliche Erfahrungen gesammelt hat, die er sich nun vom Herzen schreiben will, erscheint dieser wahrhaft dichterische Autor, den Gaedertz gewiß mit Recht seinem berühmtern Landsmanne Fritz Reuter unmittelbar zur Seite stellt. Burmester ist bisher — nur seinen engeren Landsleuten bekannt — allein mit Versen als lyrischer Erzähler hervorgetreten, und „Harten Leina“ ist sein erstes Prosawerk. Der lyrische Grundton seines Wesens zieht sich aber auch durch diese seine Prosaarbeit ungemein anziehend hindurch und offenbart sich an einzelnen Stellen in sehr schöner Weise. Wie z. B. in der folgenden: „An' Heben stümm de Mand und keik so still un bienah weikmändig ub de schöne Herrgottswelt hendahl, un sien ein Strahl verkreup sik in Busch un der anne in' Bohm, so dat se wiede en Schatten smeiten. Blot nerden in de Achterwisch dor sünng noch Ein. De sünng so, dat ein sik dor nicht satt an hörn kunn. Dat tröck ein' dörrch all de Aldern, dat treck ein' dörrch Lief un Seel, dat güng ein' dörrch Kopp un Hart und wer so seut, dat sik dat mit Wörd nicht seggen un mit de Fedder nicht beschreiben lät. De dor sünng, dat wer de Nachtigall. Se sünng ehr Leid, wat se lang all jungen hätt, as de Erd besteiht, un wat se so lang singen ward, as de schöne Gottserd' noch bestah'n ward. Dit Leid, so old un so jung tau glicke Tied, un so frisch un so vergneugt, so munter und so hartlich, dat ein' nicht weit, worarns em dorbie ward. Dit olle Leid und dit neige Leid, was uns Herrgott dor haben den lütten Bagel in de Post un in de Rehl leggt hätt, dat he dorvon tügt, wat de Grundton is, de sik dörrch de schöne Herrgottswelt hendörrch treck bie Bagel un Beih un bie de Minschen. Dit Leid, wat se all feuhlt un ahnt, wat se ehr all' nafsungen hebbt un wat noch keiner utfungen hätt. Wenn wie den Globen nicht mehr brukt un de Hoffnung nicht mehr nödig hebben, as de Apostel seggt, denn ward dat, wat se singt, noch fortbestahn, nämlich de Leid, de ewige Leid, worin sik mal allens ublösen un wormit uns' Herrgott Allens ümfaten ward.“

Und ein andrer fein poetischer Zug in Burmesters Darstellungsweise, welcher sie von der Lenings auszeichnet, ist der, daß seine Bauern weit weniger zungen-gewandt sind, zumal wenn sie mit Absicht etwas erzählen sollen, wodurch er nicht bloß dem deutschen Volkscharakter näher kommt, sondern damit auch ergötzliche humoristische Wirkungen erzielt. Eine der schönsten Szenen der Erzählung erreicht ihre wahrhaft packende Wirkung nur durch diese Kunst des Dichters im — Schweigen; es ist die gegen den Schluß der Geschichte. Nachdem nämlich der „Buervagt“ Harten, ein früher dem Spiele ergebener Mensch, aus altem Haß gegen seinen Nachbar Pinkvoß seiner Tochter Linna, der „Harten Leina,“ lange Zeit die Ehe mit dem Fritz Pinkvoß nicht hat gestatten wollen, nachdem dieses herrliche, tapfere Mädchen an ihrem nicht minder trefflichen Fritz in allen schmerzlichen Wechselfällen festgehalten hat, auch dann, als er der Brandlegung an ihres Vaters Hause verdächtigt in Haft genommen ward, bis es offenbar wurde, daß ein halber Narr, der Plumm Jochen, ein natürlicher Sohn Hartens, das Feuer angelegt, da endlich bricht der Eigensinn des dünkelfastigen Bauernvogts. Er schämte sich ob seiner Jugendsünde, die ihm, bisher geheim gehalten, so übel mitgespielt hat, nicht bloß vor sich selber, sondern auch vor seiner Frau, und namentlich seiner eignen schmucken Tochter Leina. „Als de denn ins Dags in de Dönz stünn un wein, dat se jon' unglücklichen Brauder [Plumm Jochen] in de Welt harr, de so vel Unglück anrichten ded un nu nach

ne Heilanstalt komen war, dunn sed ehr Bader, der neben ehr ub'n Stauhl seit: Leina! Dat kling so mild, as ehr all lang kein Wort ut sien' Munn' mehr vörkamen war. Se verfehr sik bienah doräwer, denn dat kling ehr dörch de Seel, as wenn en sanften Sommerregen sik äwer de Natur, da noch eben vörher vör Drögnis har versmachten wullt, utgeiten ded. Se wiß äwers doch nicht, worus he ziel un worhen dat gahn' schull, un deshalb seig se em blot met ehr hellen un klaren Ogen an. Leina! sed' he denn noch mal, un nu war ehr dat grad, as wenn de Sünn' an' Heben ubgüng un dörch Nacht un Newel hervor keum, üm tau wiesen, wor schön se war. So seut har ehr all' lang ehr Nam ut sien' Munn' nicht mehr klang', ja, ehr war dat, as wenn se em von sien Lippen noch garnicht so har utspreken hört, un nu fleug se em üm den Hals un wein noch starker. Wes' still, sed' he dann. Äwers se kunn dat nicht, denn se wiß nicht, worans se sik faten schull. Du schallst em of hebben! sed' der' Buervagt wieder. Nu äwers har he gar keine anne Worte seggen kunnt, as grad dat, üm se noch mehr weinen tau maken. Als he denn dorbie an sien Bad feuhl, dat ehr Ruß so seut un ehr Thranen so heit wern, dunn ded' he, wat he all' lang' nicht mehr dahn' har, he neuhm dat Mäten ub'n Schot un geiv ehr den heiten Ruß werre taurügg, un Bader un Dochter harden sik funden, üm sik nicht werre tau verlern." Die Szene endet damit, daß die herzukommende jüngere Tochter Emma ganz erstaunt über die nie gesehene Gruppe die Mutter herbeiruft, die nicht minder verwundert dasteht. Doch ist's dieser wieder nicht recht, daß Leina so ganz ohne sie zu befragen zu ihrem Fritz gelangen soll, das verlegt ihre Eitelkeit. Na nu! sagt sie herzukommend. „Ja! sed he. Wat sind dat vör Fagen? sed he. De Umstann' hebbt sik ännert, sed he, denn ik hev mie besunn. So! sed' he en beten snibbsch." Aber Emma tritt dazu, faßt sie, soweit die Kleine reichen kann, um die „Tasche“ und sagt: Mudder, besinn' die of! Das wollte die „Buervagtsch“ aber erst recht nicht hören: „Dorvon häst du mie kein Wort seggt, dat du die an hellen lichten Dag besinn' wullst,“ erwidert sie echt häuerisch. Doch schließlich besinnt sie sich auch, da ja im Grunde der bisher verhaßte Nachbar nach dem Brande dem ehrenwerten Buervagt Harten eine Menge Geldes zum Aufbau des Hauses vorgeschossen hat, was alles in den Besitz der Tochter kommen muß, wenn sie Fritz heiratet. Auch die Mutter setzt sich nun auf des Vaters Schoß, die kleine Emma kommt dazu. So, dor warn se all', sagt sich der Buervagt im Stillen. Es ist aber mehr als der Sessel vertragen kann, sein warnendes Knacken wird überhört, er geht aus den Fugen und die nach langen Jahren wieder einmal traulich zusammensitzende Familie purzelt übereinander.

Dieser Liebesgeschichte der „Harten Leina“ geht parallel die minder heitere Leidensgeschichte des Sandhorster Dorfschulmeisters Schulz, und wenn es, wie Gaederz in der Einleitung andeutet, wahr ist, daß der Dichter seine eignen Lebensschicksale ziemlich getreu in dem Romane geschildert hat, so ist seine ägende Satire nicht minder erklärt, als die schwermütige Weltanschauung, welche in dem oben zitierten Naturbilde sich ausspricht. Dieser Schulmeister ist ein wahrer Unglücksmensch. Armer Leute Kind, führt ihn sein Bildungsbedürfnis dem Lehrerberufe zu. Aus dem Seminar entlassen, wird er wegen seiner tüchtigen Kenntnisse Lehrer bei den Honoratioren seiner Heimat, und dann mit 192 Thaler 16 Schilling, wovon er noch für Schulmiete und Feuerung 52 Thaler abgeben muß, als Dorfschullehrer angestellt. Natürlich muß er dabei halb verhungern. Doch hält er aus, bis er sich genügend für die Universität

vorbereitet hat, die er dann bezieht. Auch hier lebt er unter den traurigsten Verhältnissen. Dann wird er Hauslehrer auf den Edelhöfen seiner Heimat, da man ihm die Unterstützung auf der Universität entzogen hat. Er kommt nach Hamburg und hält es auch hier nicht aus, da ihm einige malitiose Verse auf einen Lehrertag zugeschrieben werden, was alle Pädagogen gegen ihn aufbringt. Endlich kehrt er in den heimatischen Slebuscher Kreis zurück, wo er mit Mühe und Not eine Dorfschulmeisterstelle in Sandhorst erhält: „provisorisch auf fünf Jahre, zu jeder Zeit widerruflich und mit der Pflicht, noch einmal die Prüfung zu machen.“ Aber nun fängt erst sein Martyrium an. Daß er die Schule vorzüglich führt, nützt ihm nichts; die Bauern, welche bisher gewöhnt waren, an seiner Stelle immer schiffbrüchige Existenzen zu sehen, haben wenig Achtung vor seinem Berufe, und weil er den Gehalt aus dem Gemeindefäckel bezieht, so halten sie ihn ganz zu ihrem Willen verpflichtet. Da er ledig ist, glaubt der Bauernvogt Plumm Hinnik, ein roher, dummischlauer Gefelle, bei ihm seine weitſchichtige, ſitzen gebliebene Cousine, die Magd in Hamburg war, unter die Haube bringen zu können, und um diese Frechheit dreht sich dann die ganze Handlung. Denn der Schulmeister will natürlich von der ihm zugebachten Braut nichts hören, und der wütende Vogt erdenkt alle möglichen Vossheiten, ihm das Leben so sehr als er kann zu vergällen. Sein Zorn ist umso heftiger, als ihm der in Aussicht gestellte Kupplerlohn durch jene Weigerung entgeht. Gegen den intriguirenden Bauernvogt ist der arme Schulmeister ganz machtlos. Der ihm vorgesetzte Pastor (eine köstlich gezeichnete Gestalt) ist auch nicht sein Freund, weil er ihm einmal mit hohen Kniestiefeln ins Haus gekommen ist. Aber auch die infolge von erlittenen Beleidigungen angerufenen Gerichte lassen den Schulmeister im Stich und mißachten selbst einen Eid, den er feierlich abgelegt. Gehezt und erbittert von allen Seiten, legt er endlich seine Stelle nieder und zieht in ein andres Dorf, wo er Holzpantoffeln verfertigt und von ihrem Erlöse kümmerlich sein Dasein fristet. Endlich leuchtet ihm ein hellerer Stern: er findet einen Freund der ihn nach Berlin mitnimmt; niederdeutsche Landsleute nehmen sich seiner an, richten ihm einen Kaufmannsladen ein, welcher ihm eine angenehmere Existenz verschafft. Daß der Dichter dann diesen seinen Doppelgänger an gebrochnem Herzen über eine in fremder Ehe gestorbene Jugendgeliebte sterben läßt, will uns weniger gefallen. Burmeister hat überhaupt alle seine Gestalten am Schlusse etwas umgemodelt, um für seine Darstellung einen versöhnlichen Abschluß zu finden, was nicht ohne Zwang geschehen konnte. Es ist dies die Schwäche seiner Dichtung, welche aus ihren weit überwiegenden Vorzügen entstanden ist. Denn gewiß sind nicht bloß der Schulmeister, sondern auch alle übrigen, mit merkwürdiger Anschaulichkeit gezeichneten Gestalten getreu nach dem Leben geschildert, und wenn irgend etwas im Geiste der Dialektpoesie liegt, so ist es dieser Realismus, welcher mit der Unbefangenheit, die durch keine Überbildung oder literarische Mode getrübt wird, Welt und Menschen anschaut. Dem vielgeprüften Dichter wird es hoffentlich mehr und mehr gelingen, zu der Anerkennung zu gelangen, die seiner Begabung gebührt und die er braucht, wenn er zu neuem Schaffen angespornt werden soll.

Innsbruck.

M. Necker.

